

"Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden"

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 48

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Weißt du noch, Christinnen, wie einsam und trübselig wir vor einem Jahr Weihnachten gefeiert haben? Damals hätten wir nicht gehofft, daß wir's dieses Jahr so gemütlich und warm haben würden.“

Und Christinnen warf sich der neuen Mutter an den Hals und küßte sie zärtlich. (Ende.)

Spruch.

Selige Freuden,
Tiefe Leiden,
Bangendes Harren,
Schmerzliches Scheiden,
Heiterer Morgen,
Finstere Nacht,
Hat das Leben
Noch jedem gebracht.

Reinh. Flachsmann.



Ansicht der Stadt Chur von Merian.

Kinder sind ein Segen Gottes.

Wer glaubt heute noch an dieses schöne Wort, das unsere Vorfahren gläubigen Herzens ausgesprochen haben? Die meisten werden es belächeln und an ihr „Einziges“ denken, das ihnen schon mehr ein Sorgenkind als ein Segenskind ist. Darin gerade liegt die Ursache, daß das Wort vom Kindersegen zum alten Gerümpel geworfen wurde. Modern ist es, heute nur noch ein oder allerhöchstens zwei Kinder zu haben, denen man jede Bildungsmöglichkeit und jede Annehmlichkeit verschaffen möchte. Daraus entstehen dann nur zu oft verwöhnte und unselbständige Menschen, die allerdings weder ihren Eltern noch ihren Mitmenschen zum wahren Segen werden können, weil sie viel zu sehr auf sich selbst eingestellt sind und es nie gelernt haben, für andere zu arbeiten und für andere Opfer zu bringen. Gewiß gibt es auch da Ausnahmen, die trotzdem zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Eines aber wird das „Einzige“ immer entbehren müssen: die Freuden und Leiden einer Jugendzeit inmitten von Geschwistern. Welch unerschöpflicher Born gemeinsamer Erinnerungen besitzen die Kinder großer Familien. Wohl waren es nicht immer Freuden, die sie gemeinsam erlebt hatten, oft genug muhten sie zusammen bittere Tage durchmachen und Arbeiten verrichten, die ihnen als Kind höchst unangenehm waren, aber die Erinnerung verschönt alles und schlägt ein festes Band um die herangewachsenen Geschwister. Manche Mutter muhte ohne eines Vaters Hilfe ihre Kinderschar durchbringen und sich abmühen vom frühen Morgen bis zum späten Abend und gerade aus solchen Familien sind erfahrungsgemäß tüchtige Menschen hervorgegangen und die Anhänglichkeit zwischen Mutter und Kindern ist in solchen Fällen meist viel tiefer, als wo kampflös alle Wünsche befriedigt werden können.

Nicht nur für das Kind selbst sind Geschwister ein Segen, sondern auch für uns Eltern, denn Kinder erhalten unsere Kräfte und unseren Geist jung und rege. Sie bringen uns Aufgaben und Fragen, die uns zum Denken zwingen und uns davor bewahren, kalte Egoisten zu werden.

Gehen die Jüngens zur Schule und holen sich beim Vater Rat, so fühlt er sich selbst nochmals auf der Schulbank sitzen und wird wieder Kind mit seinem Kinde. Der größte Segen der Kinder liegt darin, daß sie uns benötigen, daß sie unsere Kräfte mehren und uns das Glück des seligmachenden Gebens lehren. („Schweiz. Eltern-Zeitschrift“.)

Ans tote Mütterlein.

Von W. Arni.

Mein Gott, ist es nun wirklich wahr?
Mein Mütterlein liegt auf der Totenbahr.
Viel Rosen trägt ihr schneeig Kleid,
In wunderprächtiger Herrlichkeit!
Und leis sag ich zum Mütterlein:
Ich will stets deiner würdig sein!
Und Rosen streu ich dir auf's Grab,
Und eine Scholle werf ich hinab...

„Das Bürgerhans im Kanton Graubünden.“

Chur — Das bischöfliche Schloß.

Von dem den Kanton Graubünden handelnden Bande des großen Text- und Bilderwerkes „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ liegt heute der II. Teil vor. *) Wenn der erste hier schon besprochene Teil das südliche Graubünden bearbeitete, so sind dem II. und dem noch zu erstellenden III. Teil die nördlichen Graubündner Täler zugeordnet. Das hier zu besprechende Buch umfaßt Chur, die Herrschaft und

*) Herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein. Verfasser des Textes Erwin Boeschel, Davos. Verlag Art. Institut Drell Füßli, Zürich. Fr. 30. —



Das bischöfliche Schloss in Chur. — Ansicht gegen Norden.

die Fünf Dörfer; es verbleiben dem Schlussteil des Bandes das ganze übrige Rheintal mit seinen Nebentälern.

Man staunt auch bei diesem II. Teil über den Reichtum Graubündens an interessanten und schönen Bauten. — Die Kantonshauptstadt Chur präsentiert sich dem von Norden kommenden Besucher als eine hübsche, saubere, übersichtliche Stadtanlage. Auf weitsehendem Plateau am Abhang des Mittenberges liegt der bischöfliche Hof mit Dom, Schloß, Stiftsgebäuden und Schulen; etwas höher noch und weiter zurück stehen die Kirche St. Luzi mit dem bischöflichen Seminar und dem Kantonschulgebäude. Am Fuße des Plateaus, gleichsam im Schutze des ehemals befestigten Bischofszuges, liegt die Altstadt (vergl. Abb. S. 668) und an sie angeschlossen, talabwärts und links und rechts der Pleissur, breiten sich die neuzeitlichen Quartiere aus. Mit altgewohnter Sicherheit fanden die Römer hier am Ausgang des Schanfigtales, wo die Pleissur ins ebene Rheintal hinaustritt, den günstigsten Punkt zur Anlage des befestigten Militärlagers, das den nördlichen Zugang zu den wichtigen Alpenpässen: Lenzerheide-Septimer und Splügen zu bewachen hatte. Die mittelalterliche Kurie baute das römische Churia zu einem bischöflichen Machtstutz um. Die Bischöfe rissen nach und nach alle Rechte der kleinen städtischen Siedelung zu seinen Füßen an sich; nebst der richterlichen Gewalt die Zölle und Gefälle des wichtigen Transitweges, der hier durch führte. Aber schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts begann die Emanzipationsbewegung der Stadt Chur gegen das Bistum; sie kam zum glücklichen Ende mit dem Reformationsjahr 1526, da Chur unter der Führung seines Reformators Johannes Comander dem Papst und damit auch dem Bischof den Gehorsam kündigte auch in geistlichen Dingen, nachdem sie sich schon fast 60 Jahre früher die weltliche Selbstherrschaft gesichert hatten.

Die Baugeschichte Churs ist gegliedert durch mehrere große Stadtbrände. Diese bedingten den Uebergang von der Holzbedachung zur Hartbedachung und brachten die heutige Straßenanlage. Der Grundstil der Stadt ist der gotische, trotz der Kontinuität der romanischen Tradition, die im einzelnen den Häuserbau bestimmte (Steinbau). Das Stadtbild, wie der Meriansche Kupferstich (f. Abb. S. 666) es festhält, trägt gotischen Geist: „an die Burg gedrückt eine anscheinend regellos zusammengedrängte Herde gemauerter Häuser, darüber emporsteigend der schlanke Spitzhelm von St. Regula und das steile Dach von St. Martin, das mit seinem stumpfen Turmaufbau den letzten An-

lauf nicht zu wagen schien; weiter im Westen St. Nicolai, dazwischen gestufte Giebel, geschindelte Dächer, auch einzelne kleine Dachreiter, und in der Ringmauer die Türme mit den spitzen Häuben, alles im friedlich hinziehenden blauen Rauch des Herdfeuers, von dem aus Süden durch die Fährnisse wilder Berge ziehenden schwäbischen Händler aufatmend begrüßt als das erste Bild einer deutschen Stadt.“ Gotisch gedacht sind die krummen Gassen, die nie ins Leere, sondern stets auf einen umbauten, winkelreichen Platz münden, oft die Aussicht auf diesen so lange hemmend, bis der Wanderer jäh vor einem himmelragenden Turme steht, der seine Blide in die Höhe reißt.

Eine typisch graubündnerische Eigenart ist die Schmucklosigkeit der Fassaden. Sie ist keineswegs im Mangel an Mitteln begründet; eher steckt dahinter die klug berechnende Bescheidenheit, die nicht gerne die Aufmerksamkeit der Gewalthaber auf den durch den Packhandel erworbenen Wohlstand lenkte. Das Luxus-

bedürfnis des Graubündner Bürgers lebte sich dafür im Innenraume aus. Gar manch ein Bündner Haus mit schlichter Fassade birgt kostbare Interieurs mit geräumigen Treppenhallen und Sälen, mit vornehmer Täferung, oder reicher Stuckatur, mit bildgeschmückten Kachelöfen, mit Wandgemälden usw.

Aus der Zeit, da der Graubündner anfang, die Welt als Heimat zu betrachten, stammt manch prunkreiches Renaissance-Gefäß mit strengen, säulenbetonten Türfassungen und schweren Facettendecken. Und als es die Bündner in der Weltpolitik so weit gebracht hatten, daß sie um ihrer



Die Kapelle im bischöflichen Schloss in Chur.

Bässe willen von den mächtigsten Fürsten umworben und mit Jahrgeldern verwöhnt wurden, da entstanden jene Schlösser und weitläufigen Bürgerhäuser mit den vornehmen Barock- und Rokoko-Interieurs, die wir heute noch bewundern.

In Chur verdienen in dieser Hinsicht genannt zu werden das Buolsche Haus auf dem Friedhof, das Haus von Schwarz, die Maßnerhäuser*) und dann vor allen das bischöfliche Schloß auf dem „Hof“.

Die Gestaltung dieses Baues zur heutigen Erscheinung setzt im Jahre 1728 ein, da der Tiroler Benedikt von Rost, Sohn des kaiserlichen Gesandten bei den III Bünden die Umgestaltung der Residenz im Sinne der heitern, beweglichen österreichischen Architektur durchführte. Es gelang ihm trotz der Schwierigkeiten, die die räumlichen Verhältnisse auf dem Hofe boten, eine lebendig und geistreich durchgebildete Fassade zu gestalten. Eine bemerkenswerte architektonische Leistung stellt die Treppenhalle des Schlosses dar. Die Decken sind von Marmorsäulen getragen und mit feinen Stuckaturen geziert. Wahre Kunstwerke der Stuckatur sind die Decken der Korridore. Daß auch der Maler hier für seine Kunst ein freies Betätigungsfeld fand, versteht sich von selbst (vergl. Abbildungen S. 668 u. 669).

Bekanntlich ist Chur noch heute Bischofsitz. Zum Bistum Chur gehört außer dem Kanton Graubünden auch der Kanton Schwyz. Die Stadt selbst, so sehr der bischöfliche Palast und die anschließende Domkirche das Stadtbild beherrschen, hat ihre Entwicklung in ganz anderer Richtung genommen, als das bei einer bischöflichen Residenz zu erwarten ist. Das St. Gallen Badians darf hier als Vergleich dienen. Ein reger freier Geist beherrscht das Erwerbs- und Geistesleben. Daß sich die junge Generation nicht zu sehr dem traditionslosen Weltbürgertum hingibt und einer wurzellosen Bauerei verfällt, dafür sorgt im Bündnerland eine tatkräftige Heimatschutzbewegung. Diese findet nicht zuletzt in Werken wie das vorliegende, die hinweisen auf das Schöne und Zweckmäßige aus vergangenen Bauepochen, die Anregungen und Impulse. Das großangelegte Sammelwerk „Das Bürgerhaus in der Schweiz“ — es sind bis heute vierzehn Bände erschienen — verdient schon aus diesem Grunde die Beachtung des Schweizervolkes. H. B.



Das Treppenhause im 2. Stock des bischöflichen Schlosses in Chur.

Zu den Pro Juventute Bildern von Johannes Wigig.

Ein paar Skizzen zur Dezemberaktion der Stiftung.

Gute und schlimme Hausgeister.

„Es ist ein Elend mit unseren schulentlassenen jungen Leuten von heute“, seufzte Frau Habicht an der Erlenstraße zu B. und rang sich bekümmert die zerarbeiteten Hände. „Kein bißchen gehorchen sie einem mehr. Gleich wird aufgepackt und aufs hohe Ross gesessen. Und wie gehen sie mit dem Tagelohn um! Das Geld wirbelt nur so davon für Bier, Zigaretten und Kino. Will unsereiner etwas von

dem Segen für spätere Sorgentage retten, so rüden sie wohl gar aus, mieten ein Zimmer, und ausgeflogen sind sie, die Vögel. Das fehlte mir gerade noch, daß Pro Juventute für diese Klasse um milde Gaben bittet. Mehr Autorität sollte her, Zucht und Ordnung.“

„Aber liebe Frau Habicht“, warf beschwichtigend Fräulein Peter, die junge Gemeindefretärin der Stiftung, ein, die gerade mit den Marken erschienen war. „Das wollen wir ja gerade. Ihr erklärt dem Geist der Zuchtlosigkeit den Krieg, dem sinnlosen Materialismus, für den das Leben nur eine Jagd nach Genüssen und nach Geld ist, um sie zu bezahlen. Aber wie wollt ihr das Ungeheuer umbringen ohne Bundesgenossen, ohne Unterstützung. Wer seid ihr? Einigkeit macht stark, Frau Habicht, auch in der Sorge um die Jugend. Das predigt Pro Juventute jetzt von Genf bis Romanshorn. Solidarität hilft euch all die Dämonen, die den Frieden im Haus vergiften, am ehesten verschrecken. Ein bescheidenes Sinnbild dieser Solidarität sind auch die Pro Juventute-Marken. Der Geist, den sie vertreten, ist jener, den ihr wollt: Eintracht unter Jung und Alt auf dem Boden gesunden Familienlebens.“

„Ihr habt recht“, gab Frau Habicht zurück. „Zeigt her!“

Hausfrauenehre.

„Was, in einem einzigen Jahr sind zwölftausend ausländische Dienstmädchen in die Schweiz eingereist, weil ebensoviele Hausfrauen vergeblich um eine junge Landeskraft als Stütze und Helferin ausschauten! Und unterdessen schreiben sich Hunderte von Schweizermädchen die Finger wund, um eine Bureaustelle dritter Güte zu ergattern.“ So murrte kopfschüttelnd Mama Heinz hinter dem Bezirksblatt hervor. „Ja ja, vor lauter guter Schulbildung und Studieren will niemand mehr dienen, alles will oben hinaus. Ist unsere Hausarbeit denn gar nichts mehr wert?“

„Das schon, Mutter“, beschwichtigte in behaglichem Ton der Vater des Hauses aus der Sofaecke herüber. „Aber weißt: Nur was recht gelehrt und gelernt wird, hat Aussicht, wieder mehr zu Ehren zu kommen. Wo aber lernen unsere Mädchen das Kochen und vor allem: wo lernen sie das Leben als Dienstpflicht auffassen, gleich ehrenvoll, ob hinter Kochtopf oder Bureaumaschine geleistet? Unsere Schulen sind gut, aber sie pflegen zu einseitig den Verstand. Ergänzung ist nötig.“

(*) „Das Alte Gebäu“ und das „Neue Gebäu“.